

Die jeden Montag Abends (mit dem Datum des folgenden Tages) zur Berechnung gelangende unparteiische Zeitung "Sächsischer Landes-Anzeiger" mit dem Beiblatt: "Sächsisches Unterhaltungsblatt" und dem humoristisch illustr. Sonntagblatt "Sächsisches Bilderbuch" kostet monatlich nur 60 Pf. (Postgebühren-Beilage Nr. 4633.)

Beiblatt zum Sächsischen Landes-Anzeiger.

Nr. 210.

Freitag, den 10. September 1886.

6. Jahrgang.

Inserionspreis im Sächsischen Landes-Anzeiger Raum einer 10maligen Zeile 10 Pf. Bei Wiederholung großer Anzeigen Rabat. Bei Verlangen von Anzeigen wird man Inserationsbetrag (in Briefmarken) beifügen (für 8 Zeilen 10maligen Zeile ca. 1 Pf.). Der großen Kufage wegen können Anzeigen nur bei Submission angenommen werden.

Verschlungene Schicksale.

Roman von Marie Caim.

Kochdruck verboten.

Und nun waren sie Mann und Weib. In der alten gotischen Kirche, die Ida so sehr liebte, waren sie getraut worden. Die Sonne hatte freundlich durch die gemalten Fenster hinein geblüht, und die Wälder hinter dem Altar: die kleine Jungfrau Maria und der rote Petrus hatten ernsthaft zugehört, und das Publikum hatte gesagt, es sei ein stattliches Paar, und dann hatten die Freunde ihnen die Hand gedrückt, und es verstand sich ganz von selbst, daß sie glücklich waren. Nun stand Ida im Reissenganz in ihrem Stübchen und nahm Abschied von dem altmodischen Möbeln, deren jedes eine Erinnerung an den Vater war: von dem Schreckschiff, an dem sie die Freunde des Schaffens kennen gelernt, von dem alten Lehnstuhl, in dem sie so manche Stunde verträumt, von dem braunen Tapetenmuster an der Wand, auf dem ihr Bild unermüdet so oft geruht, und das sie ihrem Gedächtnis einprägte, um Alles, bis in die kleinsten Details hinein sich genau wieder vorstellen zu können. Thräne auf Thräne saß sie über ihre Wangen hinab, und endlich sank sie schluchzend vor dem Sopha auf die Kniee nieder und barg das Antlitz in die Arme. „Ida, meine theure Ida!“ sagte eine milde Stimme aus dem Arm, legte sich sanft um ihre Schultern.

Sie richtete sich auf und versuchte ihre Thränen zu hemmen. „Bergh, Erich!“

„Daß Dir der Abschied schwer wird? Das ist ja natürlich! Ich fühle mich fast schuldig, daß ich ihn Dir auferlege.“

„Du weißt ja, daß ich Dir gern folge,“ sagte sie, durch ihre Thränen lächelnd zu ihm aufblickend.

„Und Du verträgst mir, nicht wahr? Du weißt, daß ich keinen größeren Wunsch hege, als Dich glücklich zu machen?“

„Mein guter Erich! Und ich werde auch glücklich sein, nur —“

„Nur was, mein Lieb?“ fragte er, während ein Schatten über seine Stirn hingog.

„Nur muß Alles immer klar und offen zwischen uns sein, nicht wahr?“ sagte sie herzlich. „Und als sie den Schatten noch immer bemerkte, fuhr sie fort: „Ich möchte Dir etwas erzählen. Es ist vielleicht sonderbar, aber ich habe immer die Gewohnheit gehabt, mir unter jedem Namen etwas zu denken, irgend eine Eigenschaft damit in Verbindung zu bringen. So erinnerte mich Dein Name, Erich, als ich ihn zuerst hörte, an ehelich und deshalb gefiel er mir gleich so gut.“

„Er gefiel Dir, weil Du mich für ehelich hieldest?“ fragte er scherzend. Doch lag etwas Besorgenes in dem Tone.

„Gatte ich da nicht Recht? Weißt Du nicht, was Shakespeare sagt: „Ehlich sein, heißt ein Auserwählter unter Tausenden sein! Kann man Jemandem ein höheres Lob spenden?“

„Freilich — denn es ist in dieser Welt nicht leicht, in dem Sinne immer ehelich zu sein.“

Ida blühte ihren Watten erkannt an: er hatte das so sehr ernst, fast häßlich gesagt; was mochte er dabei denken? — Wirklich aber fiel ihr ein, daß sie selbst ja nicht ganz ehelich gegen ihn sei: das Geheimnis ihrer Schriftstellerin. . . Sie wurde ganz verlegen und sagte zögernd: „Das ist wahr. Wer kann sich rühmen, keinen Gedanken zu haben, den er nicht ansprechen dürfte? Aber zwischen Watten — mit der Zeit —“

Sie wagte nicht weiter zu reden, sie sah nur aus dem alten, lebernen Lehnstuhl, in dem sie saß, innig zu ihm empor, er hatte den Arm um sie gelegt und schaute ihr forschend in's Auge. So hatte er sich nicht geküßelt: auch sie hatte etwas vor ihm zu verbergen, sie war sich bewußt geworden, daß ihr freundschaftliches Gefühl für ihren Schwager —

„Kinder, es ist hohe Zeit!“ erlöste jetzt Bernhards Stimme von der halb geöffneten Thür her, von wo aus er die Beiden einen Augenblick mit stillem Wohlgefallen betrachtete hatte.

Nanna stand hinter ihm, eine große Keilose in der Hand. „Ich habe — noch — vor allem — Kuchen hinein gesteckt,“ sagte sie unter Schluchzen, „und Kuchen, dies Köstchen hast Du vergessen — von Betty —“

„Ach, die Serviettenringe von der guten Betty, unserer früheren Hauskammerin,“ sagte sie erklärend zu Erich hinzu, der sich bemühte, noch ein Blickchen für das kleine Paket zu finden.

Schwarzgerpilze als Fliegentödter.

Von Dr. Otto Scharias.

Kochdruck verboten.

Die Fliegenplage, unter der wir während der schönen sonnigen Sommermonate zu leiden haben, hört mit dem Beginn des kalten Herbstes auf, und insbesondere ist es der Monat Oktober, wo der Tod in erfreulich-sicherer Weise unter dem Fliegenvolke wüthet. Dann tritt die Zeit ein, wo die Fliegenlarven massenhaft an den Wänden zu hängen pflegen — als charakteristisches Merkmal ihrer Todesart einen bis zum Verstummen angetriebenen Hinterleib zeigend. Der Tod, der jetzt dem Wesen und Gestalt des lästigen Geschwärmes ein Ziel setzt, erscheint in Gestalt eines Pilzes (Empusa muscae) und es verlohnt sich schon, uns einmal die Art und Weise, wie durch diesen Pilz die Verilgung ins Werk gesetzt wird, näher anzusehen. Es giebt nichts Unwichtiges und Uninteressantes auf dem Gebiete des Naturwissens, wenn wir uns hier in den Zusammenhang der Erscheinungen einbringen. Der Beginn des durch den Schwarzgerpilz hervorgerufenen Leibes äußert sich bei den Fliegen durch große Trägheit und Mattigkeit. Sie vermögen sich kaum mehr auf den Beinen zu erhalten. Sehr bald schwillt auch der Hinterleib hart an und zwischen seinen Segmenten brechen drei weiße Ringe hervor, welche sich mehr und mehr vergrößern. Diese Ringe röhren von den sich mehrenden keulenförmigen Empusa-Zellen her, welche dann an ihrer Spitze Sporen (d. h. Körperchen, die zur Fortpflanzung dienen) bilden. Wenn diese Sporen das Stadium der Reife erlangt haben, werden sie fortgeschleudert und hieran erklärt es sich, daß wir die jetzt vorfindlichen Fliegen-Kadaver fast ausnahmslos mit einem weißlichen Hof umgeben sehen.

Wie alle niederen Pilzformen, so ist auch die Empusa muscae ein sehr einfaches Gebilde und ihre Entwicklungsstadien sind daher experimentell ziemlich schwer in allen Einzelheiten zu verfolgen. Gohn (1865) und Robert (1866) beschrieben zuerst eine genauere Untersuchung. Jetzt kennen wir den Verlauf, den die Fliegen-Epidemie nimmt, in vollständigem Detail.

Allerdings bleibt es noch immer unklar, auf welche Weise der Pilz überwintert und wie er gegen Ende des nächsten Sommers immer wieder von neuem in den Körper der Fliegen gelangt. Ein anderer Forscher (Wesels) meint, daß viele der an geschädigten Orten überwinterten Fliegen ebenfalls Pilzkeime enthalten und daß vielleicht auf diese Weise im folgenden Sommer die neue Fliegen-Generation ins Leben tritt. Aber das ist nur eine Vermuthung; die Frage selbst ist noch offen.

Und nun hielten sich die beiden Schwestern umfassen und ihre Thränen stießen vereint. Während des ganzen Winters hatte ein Etwas zwischen ihnen gestanden, das keine recht zu bezeichnen wußte, das aber ihr sonst so inniges Verhältnis störte. Sie schüttelten beide, das früher unbedingte Vertrauen hatte einen Stoß erlitten. Jetzt aber brach die alte Liebe mächtig hervor, Jede fühlte nur, daß sie die theure Schwester, von der sie nie getrennt gewesen, verlieren sollte. Alles Erbende war vergessen in dem Schmerz des ersten, ersten Abschieds.

Ganz aufgelöst in Thränen reichte Nanna dem Schwager die Hand. Sie nannten sich jetzt „Du“, — der alte Moser hatte das beim hochzeitlichen Champagner vorgeschlagen, und es war ja schließlich natürlich; aber beide waren noch so wenig unbesungen, daß sie nun vermißten, sich anzureden, und so war der Abschied doppelt heiß. Dann begleitete Bernhard das junge Paar zum Bahnhof.

Es war Abend geworden. Auf der tief gelegenen Station hatte man schon die Lampen angezündet, während die alte Burg hoch über ihnen noch im letzten Strahl des Tages erglänzte. Hand in Hand mit Bernhard stand Ida auf dem Perron, indessen Erich die Wälder besorgte, und betrachtete noch einmal das Bild der theuren Heimath, das ihr nie so poetisch, so schön vorgekommen. Jede Bergspitze schien ihr einen Abschiedsgruß zuzuwinken, jede Heimgasse, materlich aus blühenden Büumen sich hebend, schien zu sagen: Hier ist's so gut sein, warum verläßtst Du uns? —

Und den Freund an ihrer Seite, den treuen, zuverlässigen Freund, mit dem sie so rathlos Alles hätte besprechen können, der sie stets so gut verstanden — auch ihn sollte sie verlassen. Freilich, ein anderer Freund, der ihr noch weit näher stand, würde ihn ersetzen: sie liebte den neuen Freund — aber das unbedingte Vertrauen, das der alte ihr eingefloßt, konnte sie dem neuen noch nicht schenken.

Sie dankte Bernhard mit warmen Worten für seine Freundschaft, seine brüderliche Liebe. Voll und innig ruhte ihr Blick auf dem guten Antlitz, das sie nun für lange Zeit nicht wieder sehen sollte. Auch Bernhard war tief bewegt, kaum seiner Thränen Herr. — Schwiegend betrachtete Erich, der unbemerkt dazu getreten war, die Beiden und es fiel ihm wieder ein, wie unvollständig es ihm gewesen, als er sie zuerst gesehen, daß sie ein Paar seien. Nun war sie seine Gattin, aber er meinte, so hingehend habe ihr Auge ihn nie angeblickt, wie jetzt den Freund, bis es überfliegend sich an dessen Schulter barg.

Sie zuckte zusammen, als Erich ihren Namen nannte. Bernhard legte ihre Hand in die des Freundes und sagte erst: „Mache sie glücklich — sie verdient es!“

Dann noch ein letzter Händedruck, ein letzter Blick empor zu der burgenhaften Stadt, zu dem Dom, der vor wenigen Stunden Zeuge ihres heiligen Gelübdes gewesen — und dahin brante der Zug. Die Heimath lag hinter ihr — eine neue Welt, ein neues Leben wartete ihnen.

Das sahle Licht des Morgens, eines trüben regnerischen Morgens, lag über dem großen Hüfnermeer, Berlin genannt, als das junge Paar dort anlangte. Wie lebhaft es schon da herging, trotz der frühen Stunde! Und wie entsetzlich hoch die Häuser waren, und wie eben die Straßen und wie einformig: lange, lange Reihen von Steinmauern, ohne Individualität, ohne Charakter. Es war zwar viel bequemer und praktischer, als wie die bergigen Straßen und regellosen Häuser dazwischen, aber schon war es nicht!

Und dies war ihr Heim! — Ihr künftiges Heim! Erich zeigte empor zu den Fenstern des zweiten Stockes. Im Erdgeschoß war ein Boden — Wand und Zitrin und dergleichen, ein ganz reinliches Gemächlein, wie Erich sagte; er hatte eine Wohnung in dieser Gegend, in guter Gesellschaft nehmen müssen, seiner Praxis wegen. Ida wußte ja das auch; dennoch berührte es sie unangenehm, daß ein nachlässig gekleideter Junge — ungewaschen, wie es ihr schien — die Täden herunter nahm und, als sie jetzt aus dem Wagen stieg, sie frisch anstarrte. Sie dachte an ihr grünbelegtes Kleidchen in seinem stillen Tüchlein — freilich, das konnten sie in der großen Stadt nicht haben!

In ihrer Eile empfing sie das Mädchen — nett und zierlich gekleidet, ein echtes Berliner Kind, aber auch mit dem ungenierten

Unsern Stubenfliegen werden jedoch nicht lediglich von dem Empusa-Pilz befallen. Es ist in neuerer Zeit noch ein anderer Feind des Fliegenlebens entdeckt worden, der in der Mykologie unter dem Namen Laboulbenia muscae aufgeführt worden. Derselbe siedelt sich in Gestalt eines wühligen, rothbraunen Lebewesens an dem Kopfe, dem Bruststück und an den Schenkeln der Fliegen an und verbreitet sich von da aus weit über den ganzen Körper des Insekts. Freilich wird der Fliegenhafter mit Bedauern vernehmen, daß diese Pilzform den Menschen lange nicht so gefährlich ist, wie die Empusa. Er wird mit großer Ambiguität — wie so fürchten ist — davon Kenntnis nehmen, daß mit der Laboulbenia behaftete Fliegen es sich ganz wohl sein lassen und munter umherfliegen, so lange nicht der Schwarzgerpilz ihre ganze Körper-Oberfläche ergreift hat.

Dagegen dürfte in fliegenfeindlichen Kreisen die Nachricht großes Interesse erwecken, daß ein italienischer Arzt, Dr. B. Grassi, erstlich davon denkt, den Versuch zu machen, die Empusa-Krankheit den Fliegen schon im Frühling künstlich einzupflanzen, um die Menschheit das ganze Jahr hindurch von einem ihrer lästigsten Plagegeister zu befreien.

Wie er das freilich zu machen gedenkt, das ist gegenwärtig noch kein persönliches Geheimnis. Ich entnehme die bezügliche Nachricht einer italienischen Fachzeitschrift, die aus der Feder des Dr. Grassi selbst einen Auszug über die Maledicti della mosche — also über die Fliegenplage der Fliegen — brachte. Wir müssen nunmehr abwarten, ob der erzagelte Fliegenfeind von Robellina (das ist der Wohnort Dr. Grassi's) zum erwünschten Ziele gelangt.

Aber wenn auch letzteres nicht der Fall sein sollte, so sind einige andere Untersuchungen, die Dr. Grassi angestellt hat, von ungewöhnlichem Werth, insofern sie zeigen, daß die Fliegen nicht bloß ein lästiger Gast in unseren Wohnungen, sondern auch ein gefährlicher Feind unserer Gesundheit ist.

Zunächst muß darauf hingewiesen werden, daß die auf frei liegende Körpermassen sich niederlassende Fliegen leicht das Viehlein werden kann, auf welchem ein entwicklungsfähiges Bandwurmg-Ei zunächst auf unsere Nahrungsmittel und mit diesen in unseren Magen gelangen kann. Wir sind also der Möglichkeit einer Infektion ausgesetzt, wo wir es gar nicht ahnen.

Dr. Grassi hat nun experimentell festgestellt, daß wir es bei solchen Entwürgen nicht bloß mit grober Theorie zu thun haben. Der genannte Forscher setzte einen Teller mit einer großen Menge von Eiern eines menschlichen Parasiten (Trichocephalus) auf den Tisch seines Laboratoriums. In einiger Entfernung von etwa zehn Metern davon befand sich der Eingang zur Küche. In letzterer

kräftigsten Blick eines solchen. Der Kaffeetisch stand im Wohnzimmer bereit — wie häufig das Alles eingerichtet war — viel eleganter, als dazwischen, aber so neu, so fremd! Doch sie unterdrückte das Gefühl und sprach Erich ihre Bewunderung aus und ihrem Dank, daß er Alles so schön besorgt habe. „Das hätte Bernhard nie zu Stande gebracht,“ meinte sie, „so etwas versteht er nicht.“

Bernhard — sie dachte an ihn beim ersten Eintritt in ihr neues Heim, ging es Erich durch den Sinn.

Er half ihr indessen ihre Sachen ablegen. Jetzt löste sie den Hut, und das Haar, dessen Knoten so viele Stunden lang dem Kitzeln und Stoßen des Wagens angesetzt gewesen, fiel plötzlich, aller Hände dank, auf ihre Schultern nieder.

Ida erröthete tief und wollte die reichen, braunen Massen in den Händen bergen, aber Erich hinderte sie. Bewundernd stand er vor ihr: er hatte sie nie so schön gesehen, wie geglaubt, daß sie so schön sein könnte, als in diesem Augenblick, von lieblicher Schamröthe überglänzt, umwozt von den glänzenden Wellen des bis über den Gürtel hinabwallenden Haars.

„Wie nettlich, diese Pracht der Welt zu verbergen!“ sagte er endlich, indem er die dunklen Massen durch seine Finger gleiten ließ. „Über doch mir zu verbergen,“ sagte er hinzu. „Ich hätte keine Ahnung von dieser Schönheit.“

Ida erröthete. Es war — sie wußte das ganz genau — das erste Mal, daß er etwas Keckeres an ihr lobte, das erste Compliment, das er ihr machte, und es war ihr lieber, als wenn er alle Weltlichkeit und alle Tugenden der Welt an ihr gepriesen hätte. Sie liebte sie dies Haar, dem sie sonst nie besondere Aufmerksamkeit geschenkt, um seines Lobes willen; wie würde sie es künftig hegen und pflegen!

Aber plötzlich fiel ihr ein, daß ein aufmerksamer Bedächtigter das doch längst entdeckt haben würde. „Du hast mich wohl nie recht angesehen,“ sagte sie mit leisem Vorwurf, „daß Du es jetzt erst bemerkst?“

„El, mein Kind, wer kann bei dem hochmüthigen jungen Damen denn wissen, was ihnen eigen und was angeht ist,“ lachte Erich. „Auch hast Du es glücklich zu Stande gebracht, diese ganz herrliche Fülle in ein solches Minimum zusammenzufügen, daß Niemand bei Dir weder eignen noch gekauften Haarreichthum vermuthen konnte. Aber ich, der ich doch bin auf meine Frau und will, daß alle Welt sie schön finden soll, ich liebe das nicht! Der weibliche Knoten muß fort, statt dessen arrangiren wir das so — ein Artig versteht auch das —“

Und Ida sah still glücklich da, während ihr Gatte ihr das Haar nach seinem Geschmack ordnete.

Ein neues eignes Heim! Welche Frau wäre unempfindlich für seinen Runder? Und Erich hatte soviel Geschmack dabei bewiesen; da war nicht die Duzend-Einrichtung von rothen Tisch- und Stühlen und punkelnden Goldrahmen, nein, da war alles von vornehmer Einfachheit, mit kunstvollen Schnitzereien, alle Herrliche edel und harmonisch.

Ida lächelte sich bald behaglich in diese Umgebungen. Nur ihr eigenes Zimmer sagte ihr nicht recht zu, mit dem zierlichen Schreckschiff, den eleganten Kleiderkasten — der Contact war zu groß gegen die ruhigen, alten Möbel des Vaters. Und besonders mochte sie nicht hinaussehen: das hohe Haus, so nahe gegenüber, that ihren, an weite Fernsicht gewöhnten Augen ordentlich wehe, die zahllosen Fenster blickten so neuartig zu den eigenen herüber. — Jehu Mal des Tages eilte sie in der ersten Zeit an das Fenster, um, wie dazwischen, ins Grüne zu schauen, seltsam Lust zu schöpfen, — und trat dann jedes Mal enttäuscht wieder zurück.

„Schade, daß Sie Berlin zuerst im Sommer kennen lernen, wo es sich von seiner wenig vortheilhaften Seite zeigt,“ sagten Erichs Freunde, die das junge Paar zu besuchen kamen. Dann aber wollte man ihr auch die Herrlichkeiten der Stadt und Umgegend zeigen; man führte sie in den Thiergarten, nach Charlottenburg, zu dem Kreuzberge; Ida gab sich die größte Mühe, Alles schön zu finden, aber sonderbar! sie, die ihre kleine Heimath nie verlassen, wurde durch nichts überrascht, ihre Phantasie hatte die Wirklichkeit immer noch übertrifft.

Ein Winter aber hatte die Jahreszeit: sie brauchten keine oder doch nur sehr wenige Besuche zu machen. So konnten sie sich erst

waren des Versuches halber verschiedene weiße Papierblätter angelegt, um die Auswurfstoffe der Fliegen leicht sammeln zu können. Eine Untersuchung derselben seitens des Dr. Grassi ergab nun, daß in denselben Trichocephalus-Eier vorhanden waren. Wenn ich nun auch nicht glaube, daß diese Eier durch den Kitzel der Fliegen den Weg in den Darm gefunden haben und so um den Paoon nach außen gelangt sind, so ist doch zu vermuthen, daß die zahlreich, den Hinterleib des Insekts behelenden Fäden zur Translocation der Eier gebildet haben. Und das genügt, um uns die Gefahr zu zeigen, der wir uns aussetzen, wenn wir ohne Weiteres Kuchen oder Fleisch genießen, auf welchen Fliegen ihre Spaziergänge ausgeführt haben. Doch aber so kleine Wesen, wie Bakterien, sehr leicht das Küßelrohr der Fliegen passieren und auf diese Weise in den Darm derselben (und von da weiter) gelangen können ist a priori wahrscheinlich und vom Gesichtspunkte der Prophylaxis wohl zu beachten. Dr. Grassi verspricht, auch hierüber Experimente anstellen zu wollen.

Doch dies nur in Parenthese! Wir kehren zu unserem Hauptthema zurück und möchten vor Allem darauf hinweisen, daß uns die enorm rasch sich verbreitende Empusa-Epidemie zeigt, wie verschiedene Organismen im Haushalt der Natur thätig sind, um die allzu große Zunahme anderer zu verhindern. Jene Pilzarten dienen gleichsam als Regulatoren für die Vermehrung der Insekten; ohne ihre Wirksamkeit würden wir wohl bald mit zahllosem Ungeziefer einen Kampf um die bloße Existenz zu kämpfen haben.

Aber nicht bloß die ausgebildeten Insekten, sondern auch ihre Larven werden bereits von parasitischen Pilzen angegriffen. So entdeckte der bekannte Botaniker Prof. Haller als Ursache der sogenannten Rastardise der Kiefernspinneraube, Fumago salicina, einen Pilz, der für gewöhnlich auf Kiefernadeln ansäßig ist. Die Sporen dieses Pilzes gelangen durch den Nahrungskanal in den Magen und Darm der Raupe und beginnen von hier aus ihre Entwicklung, die damit abschließt, daß sich die Fumago durch den ganzen Körper der Raupe verbreitet, das Blut derselben in Währung überführt und so den Tod des Insekts herbeiführt.

Im Hinblick auf den ungeheuren Schaden, den die Raupe des Kiefernspinners da, wo sie massenhaft auftritt, verursacht, gewinnt bei uns das ungeheuer vertilgende Pilzspore — auch ihrer mikroskopischen Kleinheit — eine national-ökonomische Wichtigkeit. Während des Dezenniums 1862 bis 1872 hat die Kiefernspinner-Raupe in den Provinzen Preußen, Posen, Brandenburg und Sachsen kolossale Verwüstungen in den Nadelwäldern angerichtet. Bestreuen wurden in Summa 40,600 Hektar Kiefernforsten, davon total entlaubt 10,244 Hektar, so daß man 2 Millionen Kubikmeter an Holz einschlagen